

(Nachdruck verboten.)

Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

22] Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von Alfred Peuker

Elias erhob sich und stieg vom Berge herab. Das Geräusch seiner eigenen Schritte entriß ihn seiner Versunkenheit.

Der Davidsturm warf seinen unformigen Schatten auf den öden Zionplatz, aber Gänseblümchen wuchsen zwischen den Felsen, in den Schiefharteln zitterten Gräser und gelber Raß hing über den Wassergräben. In dieser ersten und ewig unveränderlichen Stadt war hier ein köstliches Plätzchen erblüht, reizend in seiner zarten Anmut und seinem nur zu begänglichen Frühlingshauche.

Elias erinnerte sich der Geburt seiner Tochter und dachte: „Meine Seele ist wie Zion, gede und wüßt und leer; aber ein Blümlein ist zwischen den Felsen emporgeblüht, und das Rallen meiner Tochter wird darin verflungene Töne wieder wecken.“

Er bog in das finstere Gäßchen ein, durchschritt den großen Sarazenenhof, stieß die kleine Pforte auf und ging schnell nach dem noch im Schatten liegenden Zimmer hinauf. Als er beim Eintritt Cäcilie bleich und lächelnd in den Stiffen liegen sah und einige Schritte davon ein kleines rotes Etwas, das an einer braunen Brust lag, da ergriff ihn eine solche Rührung, daß er zu seinem Weibe hinstürzte und ihre Hände küßend, ausrief:

„Cäcilie, Christus ist auferstanden! Er ist wirklich auferstanden!“

Dann setzte er sich schluchzend neben ihr Bett.

Von Mitleid ergriffen sagte die bethlehemitische Amme in tröstendem Tone zu ihm:

„Weine nicht, Herr! Gott ist gnädig, dieses Mal ist es nur ein Mädchen, aber das nächste Mal wird es ein Knabe sein, Inshallah!“

Aber als ob das Kind diese Beleidigung verstanden hätte, ließ es die Brust los, wandte das Köpfchen nach seinem Vater hin und fing an zu schreien.

Bergnügt nahm dieser es in seine Arme. Sogleich beruhigten sich seine überreizten Nerven und fröhlich sagte er: „Cäcilie, nun habe ich auch einen Namen für sie gefunden; sie soll Zion heißen.“

11.

Man kaufte Zion unten im Audienzzimmer des Agga.

Die bethlehemitische Amme im goldenen Kopfbund und weißen Schleier hielt sie auf ihren mit Ringen geschmückten Armen, während Herr Fischer ihre Stirn mit Jordanwasser benetzte. Der anglikanische Prediger im roten Chorrock las das Evangelium St. Johannis, und der Missionar Goldmann, dessen unattierte Weinkleider um seine dünnen Beine schlotterten, weinte bei der Erinnerung an seine eigene Bekehrung und Taufe in seinen Apfostelbart.

Kitty sang in hellem Kleide am Harmonium — einem Geschenk Elias — und die arabischen Waisenfinder mit ihren fahlgeschorenen Köpfen und engen Anstaltsanzügen schluchzten nach besten Kräften.

Frau Fischer, die in ihrem mit Gewalt zugeknöpften Hochzeitskleide fast erstarrte, rechte und streckte den Hals, während Cäcilie, die ein Kleid von malvenfarbiger Seide trug, am Arm ihres Vaters glücklich und vornehm lächelte.

Hinter ihnen standen paarweise, ernst und würdig, die Hände auf dem Bauch gefaltet und mit niedergeschlagenen Augen, sämtliche Mitglieder der protestantischen Gesellschaft Jerusalems, vom Schweizer Bantier nebst Gemahlin bis zu den amerikanischen Resurrektionisten mit ihren Gattinnen. Die letzte Reihe bildeten die Diakonissinnen, deren weiße Tüllhäubchen gut mit dem Kalkantrieb der Wände harmonierten.

Im schwarzen Mantel, auf den Kreuzgriff seines Schwertes gestützt, stand ganz allein am Eingange unter dem mächtigen Türgewölbe Bohemund, Graf d' Iblin de Courtenay, Edler von Astolon, Jassa und Arzur, Großprior des Maltejerordens und Freiherr vom Heiligen Grabe.

Auf Elias inständige Bitten war er gekommen, um, so zu sagen, als stummer Taufzeuge den Geist des Positivismus vom Haupte Zionas zu bannen.

Seine hohe poetische Gestalt überragte die ganze Versammlung und trug in dieses alte Sarazenenhaus etwas vom Glanz und der Größe des verstorbenen Rittertums hinein.

Draußen auf dem Hofe wurden alle Bettler und Krüppel Jerusalems gespeist. Von Zeit zu Zeit hörte man zwischen dem Klappern der Krücken und Stöcke die Stimme des ältesten der Blinden, der den Segen Allahs auf den Emir von Zion und seine Tochter herabließ.

Nur die Ausjägigen fehlten bei dem Festmahl, da sie niemals die Stadt betreten durften. Als endlich Haus und Hof sich geleert hatten, stieg daher Elias selbst zum Zionstor hinauf, wo die „außerhalb des Lebens Stehenden“ auf ihr Almosen warteten.

Als er sein Geld verteilt hatte, näherte er sich dem jungen Mädchen, das abseits saß.

Sie erkannte ihn wieder und bedeckte in plötzlich aufsteigender Scham das Gesicht mit einem Zipfel ihres Gewandes. Mit brennenden, traurigen Augen blickte sie ihn an.

„Gib mir Deine Hand!“

Sie reichte ihm ihre Schale hin.

„Nicht Deine Schale, Deine Hand!“

„Das ist verboten,“ erwiderte sie mit zarter Stimme.

„Tut nichts, gib sie mir!“

Er beugte sich zu ihr herab und legte ihr ein Goldstück in die kleine Kinderhand, deren Finger sich bereits krümmten, und deren feines Handgelenk schon zu schwellen begann. Sie erschauerte. War es, weil sie mit seinem Fleisch in Berührung kam, oder weil sie der Anblick des Goldes erregte? Der Zipfel ihres Ärmels fiel zurück. Er sah, daß ihre Lippen mit Blasen bedeckt waren und ihre Zähne sich zu lockern anfingen.

Von neuem trafen sich ihre Blicke.

Leise sagte sie:

„Ach, Herr, warum ist Dir nicht auch Christi Macht verliehen, da Du doch sein Herz hast?“

Er schritt langsam zu den Wällen zurück, an die sich eine verfallene Moischee lehnte. Es war das Heiligtum der Ausjägigen. Rings herum hingen verwitterte Kreuze und Marienherzen; auch Tuchstücke, die Botivgegenstände der Moslems. Denn die Ausjägigen, die keine eigene Gottheit haben, beten zu allen Heiligen und setzen ihre Hoffnung auf alle Wunder.

Als Elias an diesem vom Winde hin und her gewehten Lumpenkränze vorbeischnitt, seufzte er:

„Ach! warum bin ich nicht Christus? Wie gern würde ich allen Gebeten, welche diese Lumpen verkörpern, Erhörung schenken!“

Traurig stieg er den Hügel hinab; da sah er, daß ihm eine zarte, vornehme Gestalt entgegenkam, deren blonde Haare einen leichten Schein auf diesen düsteren Weg des Elends warfen.

Es war Cäcilie. Sie hatte noch ihr malvenfarbenes Kleid an und eine Libanonschärpe um die Schultern geworfen.

Elias erbeute vor Freude.

Sie legte ihren Arm in den seinigen.

„Ich wurde schon recht ungeduldig. Wie lange Du doch fortbleibst!“

Er antwortete nicht, sondern drückte sie nur fester an sich. Dem armenischen Kloster gegenüber setzten sie sich auf eine Bank, auf der er sich erst kürzlich ausgeruht hatte, und lehnten sich an die dahinter stehende Zeder.

Ein duftender Grasteppeich breitete sich zu ihren Füßen aus.

Aus der alten grünen Kuppel des Klosters drang das Geräusch einer Messe, leise und feierlich, als ob es das in seinem Ewigkeitsstraum erstarrte Zion nicht stören wollte. Vor der Tür des Klosters stand ein junger Mönch und beobachtete sie. Er hatte lange, lockige Haare, glühende Augen und einen roten Mund, der nach Leben lechzte. Hinter ihm im Vorflur brannte eine kleine Lampe und nur undeutlich konnte man die abgehärteten Züge eines Christusbildes erkennen. Elias hatte Cäcilie umarmt und dachte:

„Ich möchte doch lieber nicht Christus sein und auch nicht

mit diesem Priester tauschen. Ich bin glücklich, daß ich nur ein gewöhnlicher Mensch bin und ein Weib mein eigen nenne." Cäcilie plauderte.

Elias aber dachte: „Wenn sie doch lieber Mist wäre! Sie wird mir noch die weichevolle Stimmung dieses Augenblickes zerstören!"

„Dies ist der schönste Tag meines Lebens. Du hast mir eine große Freude bereitet und ich danke Dir herzlich dafür. Vielleicht bin ich manchmal ungerecht gegen Dich gewesen, Elias, heute bedauere ich, Dich verlorne zu haben. Du bist aber manchmal so ganz anders als ich, und dann scheint es mir als ob Du gottlos seist und meinen Glauben nicht theilst; und ängstlich frage ich mich: „Sollte ich mich geirrt haben, sollte mein Gott nicht auch sein Gott sein?“ Heute aber hast Du mir bewiesen, daß ich unrecht hatte. Du best mir den Beweis geliefert, der meinem Herzen wie auch allen, die heute anwesend waren, so überaus teuer ist, daß ich keinen Ungläubigen zum Gatten habe. Du hast mir die Hoffnung geschenkt, daß Du und ich und Biona einst in derselben Gnade vereint leben werden, daß der Tod uns in denselben Himmel zusammenführen wird.“

„So sei es! Doch warum vom Tode sprechen, laß uns erst das Leben genießen!"

„Man muß immer zu sterben bereit sein," verwies sie ihn in belehrendem Tone.

Und sie ließ alle Ereignisse des Tages noch einmal an ihrem Geiste vorüberziehen.

Aber Elias hörte kaum zu. Innig schmiegte er sich an sie und fühlte wohl die Wärme ihres jungen Frauenleibes.

Ganz in jene Erinnerungen vertieft, achtete sie nicht darauf.

Er betrachtete sie. Seit langem hatte sie nicht so hübsch und lieblich ausgesehen. Die Malvenfarbe paßte gut zu ihren blonden Haaren. Sie strahlte in befriedigter Eigenliebe, bildeicht auch in wirklicher Frömmigkeit. Der heutige Tag hatte ihren Wünschen die Krone aufgesetzt, denn Elias hatte ihr in allem nachgegeben, hatte sich vor der Gesellschaft gedemüthigt und ihr seine Tochter überantwortet. Jetzt gab es keinen Zweifel mehr: in aller Augen war er Protestant. Und selbst die Gegenwart des Grafen d' Zblin, dieses katholischen Edelmannes, war nur dazu angetan gewesen, ihrer Kleinbürgerlichen Eitelkeit wie eine Hulldigung zu schmeicheln. Sie irrte sich nämlich vollständig in bezug auf den geheimen Aberglauben ihres Gatten.

Elias aber, der ihre gerade, Eigensinn verratende Stirn betrachtete, fragte sich:

„Sollte diese kleine Diakonissin, mein Weib, ehrsüchtig sein?"

Das kümmerte ihn jedoch jetzt wenig. Sie war hübsch und lieblich, und eine geheimnisvolle Sinnlichkeit schwamm in der lauen Abendluft.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Zahn- und Mundpflege.

Aus der Schulzeit her erinnert sich wohl mancher des Vergleiches des Menenius Agrippa, der die staatlichen Einrichtungen der Gesellschaft mit den einzelnen Organen des menschlichen Körpers verglich. Das Beispiel, das er damals anwandte, die Abhängigkeit der einzelnen Glieder von einander, hat seit jener Zeit die Forscher der verschiedensten Disziplinen beschäftigt; jeder kleinste Teil des Körpers ist auf seine Zusammenwirkung mit dem Ganzen von dem Arzt, dem Chemiker, dem Physiker geprüft worden.

Es lohnt daher auch sicherlich, unser kleines Spezialgebiet, die Mundhöhle, einmal darauf zu prüfen, welche Funktionen ihr wohl in dem großen Gesamtorganismus zukommen, und welche Störungen sie erleidet, wenn den Körper an anderer Stelle Schädlichkeiten treffen.

Auf die Funktionen der Mundhöhle mit den Zähnen und Speicheldrüsen im gesunden Körper will ich heute nur kurz eingehen. Im Munde beginnt der Anfang der Verdauung; mit Hilfe des Speichels werden die Nahrungsmittel, nachdem sie mechanisch von den Zähnen zerkleinert sind, chemisch verändert; es wird Stärke- mehl, ein Hauptbestandteil unserer Nahrung in Zucker verwandelt, der sich dann wieder durch Gärungsvorgänge zu einer Säure verändern kann. Daß diese Mundverdauung sich in richtiger Weise vollzieht, ist von großer Wichtigkeit für die Ernährung; gut gefaute und eingespeichelte Speise wird im Magen und Darm leicht und schnell verdaut. Bei Störungen im Munde, z. B. Entzündung des Zahnfleisches, Zahnmangel, Höhlen in den Zähnen, die faulende Stoffe beherbergen, geht die Nahrung in schlecht vorbereitete Zustände in den Verdauungskanal und überlastet und stört den Magen und Darm.

Es ist nun leicht zu begreifen, daß in ähnlicher Weise, wie Erkrankungen der Mundhöhle den übrigen Körper schädigen können, dies auch umgekehrt der Fall sein muß. Viele Allgemeinerkrankungen, z. B. fieberhafte Infektionen, wie Scharlach, Masern usw. rufen im Körper überall so heftige Störungen hervor, daß man sicher die Folgen der Erkrankung auch im Munde erkennen muß. Ja, schon viel leichtere Erkrankungen des allgemeinen Befindens, ein verdorbener Magen zum Beispiel, zeigen deutlich im Munde, daß ihre Wirkung nicht auf das bestimmte Organ allein beschränkt bleibt. Jeder kennt wohl die „belegte Zunge", deren Belag in einer Auflagerung abgestoßener Schleimhautschüppchen, zahlreichen Bakterien und wohl auch Speiseresten besteht. Diese Erscheinung verschwindet vollständig, wenn das Grundübel, der Magenkatarrh, behoben ist.

Bei hohem Fieber stellt sich meist ein quälender Durst und eine störende Trockenheit im Munde ein. Natürlich treten diese Erscheinungen gegenüber der Allgemeinerkrankung vollständig in den Hintergrund. Sie beruhen zum Teil auf einem Verjagen der Speicheldrüsen, und da meist auch feste Speisen, die den Mund mechanisch reinigen, nicht genossen werden, tritt ein übler Geruch hinzu, der manchmal den Kranken selbst stört. Man kann in solch einer Zeit durch ein paar kleine Handreichungen oft große Erleichterung bringen. Man umwickelt ein Stückchen Holz (einen langen Zahnstocher oder noch besser die „Wurfspeiler" der Schlächter) mit etwas Watte und taucht diese in eine Boraxlösung (eine Messerspitze auf ein Glas Wasser). Dann führt man diesen Pinzel vorsichtig zwischen die Zähne und Lippen dann über die Zunge und die Innenseite der Wangen. Das Stückchen Holz wird fortgeworfen und jedemale ein neues genommen. Ferner empfiehlt es sich, zwei bunte Gläser, ein farbiges Weinglas und ein Glas von den sogenannten Sturzflaschen etwa (für 10 bis 20 Pf. überall zu haben) zu besorgen, die ausschließlich von dem Kranken benutzt und nicht mit dem anderen Geschirr abgewaschen werden. In das eine kommen die für den Kranken bestimmten Getränke, das andere enthält das Mundspülwasser. Ist der Kranke genesen, werden die Gläser einen Tag in eine Lysolösung gelegt und können dann in der Wirtschaft Verwendung finden.

Manchmal tritt statt der abnormen Trockenheit eine reichliche Ansammlung von Speichel im Munde ein, die den Patienten zu fortwährendem Schlucken nötigt. Hier hilft häufig das Ausspülen mit einer schwachen Lösung von essigsaurer Tonerde, das vier bis fünfmal am Tage erfolgen muß. Einen Rat möchte ich hier noch erteilen. Man braucht häufig recht viele Taschentücher während einer Krankheit. Da reichen sie oft nicht und müssen gewaschen werden; das kostet ja auch Zeit und Geld. Man tut da besser, sich etwa hundert von den bekannten Papiererbetteln zu besorgen, dieselben werden einmal benützt und dann verbrannt. Man ist dann sicher, keine Krankheitskeime zu verschleppen, wie es sonst durch die tagelang aufbewahrte, unfaubere Wäsche so leicht geschehen kann. Nun gibt es eine ganze Reihe von Allgemeinerkrankungen, die nicht nur leichte Störungen im Munde hervorrufen, sondern als Hauptstich der krankhaften Erscheinungen den Mund und den Rachen bevorzugen, ich erinnere hier nur an die Diphtheritis. In all solchen Fällen, bei denen ein allgemeines Unbehagen mit Schluckbeschwerden oder Schmerzen im Munde einhergeht, werden wir gut tun, sobald wie möglich einen Arzt zu Rate zu ziehen. Die Erscheinungen sind sich im Anfang so ähnlich, daß wir doch nicht wissen, um welche Erkrankung es sich handelt und vielleicht viele kostbare Zeit durch Anwendung irgend eines Hausmittels versäumen.

Alle diese Erkrankungen im Munde hatten das Gemeinsame, daß sie zritens nur die Weichteile im Munde, das Zahnfleisch oder die Zunge befallen, zweitens, daß sie nach Ablauf der Krankheit vollständig verschwanden. Die Krankheit selbst hatte einen raschen Verlauf von Tagen und Wochen und war dann geheilt. Nun möchte ich noch den Zusammenhang einiger häufigen, lange dauernden Krankheiten mit der Mundhöhle betrachten. Es gibt eine ganze Reihe chronischer Erkrankungen, die einen deutlichen Einfluß auf den Mund zeigen, z. B. englische Krankheit, Bleichsucht, Zuckerkrantheit, vielleicht auch Lungentuberkulose, Sicht usw. Das charakteristische Bild in diesen Fällen ist, daß nicht die Weichteile, sondern die harten Gebilde im Munde, die Zähne den Einfluß der Krankheit besonders deutlich zeigen und auch meist nach Ablauf derselben die Krankheitszeichen bestehen bleiben, ja oft noch weiter fortschreiten. Die beiden ersten von den genannten Erkrankungen, die recht weit verbreitet sind und ihren Einfluß im Munde besonders deutlich zeigen, möchte ich etwas eingehender besprechen, bei den übrigen sind die Erscheinungen teils nicht so charakteristisch, teils sind die Resultate der Forschungsarbeiten noch nicht ganz sicher gestellt.

Englische Krankheit.

Wir treffen häufig genug im Leben Menschen an, deren Zähne statt einer glatten, schwarz gewölbten, weißlichgelben Oberfläche ein eigentümlich gerieftes, unregelmäßiges, meist fleckiges Aussehen zeigen. Häufig macht eine Mutter bei ihrem sechs- bis siebenjährigen Kinde die Entdeckung, daß statt der schönen, glatten Milchzähnen nun bleibende mit Furchen und Rinnen durchbrochen. Diese Erscheinung ist ein sicheres Zeichen für eine in den beiden ersten Lebensjahren durchgemachte Erkrankung, eine Entwicklungsstörung, die meist durch die englische Krankheit verursacht ist.

Bei dem Säugling finden sich in den Kiefern die beinahe fertig entwickelten Milchzähne und über respektive unter denselben die deutlich erkennbaren Anlagen für die bleibenden Zähne. Während

der beiden ersten Lebensjahre brechen nach und nach die Milchzähne durch, unter ihnen wachsen aber auch die bleibenden Zähne ununterbrochen weiter. Es werden erst die Zahnkronen gebildet, die dann später, wenn sie sich dem Kieferrand und damit dem Durchbruch in die Mundhöhle nähern, allmählich die Wurzeln erhalten. In das erste und zweite Lebensjahr fällt die Entwicklung der Zahnkrone, und es ist klar, daß eine Schädlichkeit, welche sie während dieser Zeit trifft, die normale Ausbildung leicht stören kann. Eine solche Störung stellt nun die englische Krankheit dar. Sie wird so genannt, weil sie in England, wahrscheinlich durch die Witterungsverhältnisse veranlaßt, am häufigsten beobachtet und zuerst beschrieben wurde. Sie besteht hauptsächlich in einer mangelhaften Ablagerung von Kalisalzen in den Knochen, die dadurch weich und biegsam bleiben. Die krummen Beinchen der kleinen Helden, welche die ersten Gehversuche machen, sind eine Folge der englischen Krankheit, die man recht energisch bekämpfen muß, sonst gibt es X- und O-Beine für das spätere Leben. Die Zähne, denen zu wenig Kalisalze zugeführt werden, leiden besonders. Dies ist leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Zahnmasse aus 72 Proz. Kalk und 28 Proz. verbrennbaren Aschenbestandteilen besteht, der Zahnschmelz, die äußere, sehr harte Hülle des Zahnes gar 98 Kalisalze enthält. Betrachtet man sich einen Zahn genauer, so sieht man, daß sich an einer Stelle das Zahnbein gehäuft hat, so daß ein kleiner Wulst entsteht, an einer anderen Stelle zeigt eine kleine Rinne oder ein Grübchen das Fehlen von Zahnmasse an. Der Schmelz fehlt an einzelnen Zähnen in größeren Partien, je nach dem Grad des Einflusses der Krankheit. Manchmal sieht man mitten um den Zahn gleichsam einen Ring gehen, unter diesem Ring nach der Schneide zu, ist der Zahn ungleichmäßig und mit kleinen Furchen durchsetzt, über dem Ring ist er gleichmäßig und ganz normal geformt. Da ist im Laufe der Entwicklung die Krankheit geheilt, und der letzte Teil der Zahnkrone hat sich noch normal entwickelt. Gemeinsam ist fast allen diesen Zähnen, daß sie recht gesunde, feste und lange Wurzeln haben und trotz des oft unschönen Aussehens meist ebensovoll ihre Pflicht tun, wie normale Zähne. Aendern läßt sich nichts mehr, wenn die Zähne einmal da sind, höchstens kann man auffällige Defekte durch eine Plombe verschließen. Manchmal wird von besonders schönheitsdürftigen Menschen das Ansehen an den Zahnarzt gestellt, diese Zähne zu entfernen und durch „hübsche“ künstliche Zähne zu ersetzen. Solche Forderung mag eine Verechtigung haben, wenn sie durch Berufsinteressen (bei Schauspielern, Sängern usw.) begründet ist; im allgemeinen möge man sich doch immer klar machen, daß ein natürlicher Zahn, mag er auch häßlich aussehen und durch Plomben an mehreren Stellen gestützt sein, immer noch besser seinen Zweck erfüllt, als ein noch so schöner künstlicher. Wir müssen ja froh sein, daß wir in der Zahntechnik ein so gutes Mittel besitzen, die Störungen der Verdauung oft in recht guter Weise zu verhindern, auch die Entstellung, die Zahnlücken hervorzurufen, wird glücklich dadurch vermieden; immerhin bleibt der künstliche Zahn nur ein *u n v e r n ä n d i g e s* Hilfsmittel für den Notfall und sollte nicht mitwilling „aus Schönheitsrücksichten“ eingesetzt werden. Ein einmal entfernter Zahn kommt bei Erwachsenen nie wieder.

Wir kommen nun zur Besprechung der **Blleichsucht.**

Bei der englischen Krankheit beobachteten wir ein Verharren der Zähne in dem einmal durch die Krankheit hervorgerufenen Zustand, in der Bleichsucht werden wir eine der vielen Ursachen kennen lernen, die den fertig ausgebildeten Zahn den schädlichen Einflüssen von außen zugänglicher machen. Diese Schädlichkeiten wirken auch fort, wenn sie einmal ihren Weg in den Zahn gefunden haben, selbst wenn sich das Allgemeinbefinden bessert; sie fahren nun selbständig in ihrer Zerstörungsarbeit fort. Wir haben bei dem Einfluß der Bleichsucht auf die Zähne zweierlei zu beachten.

1. Welchen Einfluß übt die Krankheit selbst aus?

2. Greift das allgemein angewendete Heilmittel, das Eisen, den Zahn an?

Bevor wir näher prüfen, wie beides auf die Zähne wirkt, wollen wir uns einmal klar machen, wie denn überhaupt die Zahnfäule zustande kommt. Es ist doch eigentlich verwunderlich, daß gerade dies Organ, unser Gebiß, so oft schadhast wird. Haben doch 98 Proz., d. h. beinahe alle Menschen, schadhafte Stellen an ihren Zähnen. Es lassen sich da eine Menge allgemeiner Ursachen anführen. Die mangelhafte Benutzung durch die sorgfältige Vorbereitung der Speisen, die den Zähnen jede Arbeit erspart, machen dieselben auch mit der Zeit zu dieser Arbeit untauglich. Kalk! ich, so rost' ich. In einem Gebirgsdorf fand ich die Sitte, nur 4 bis 6mal im Jahre Brot zu baden. Das Brot wurde mit dem Weil zerleinert. Es war für unser Gebiß absolut unmöglich, dies Brot zu kauen, während die Bewohner mit ihrem, bis ins Alter allgemein herrlichen, festen Zähnen die Schwierigkeit spielend überwand.

Die Erblichkeit scheint auch einen gewissen Einfluß zu haben, in manchen Familien sind feste, widerstandsfähige Zähne so allgemein, daß gar keine besondere Zahnpflege nötig ist; in anderen scheint ein weiches Zahnbein die Dispositionen für Zahnfäule zu erhöhen. Da sich aber nur die Anlage, nicht die Zahnfäule selbst vererbt, sind dies gerade die Fälle, wo man durch geordnete Pflege, durch Vorbeugen und Auspolieren die glänzendsten Resultate erzielen kann.

Wir wollen nun aber einmal nach der speziellen Ursache anschauen. Was geschieht denn an dem Zahn selbst? Viele Jahre hindurch war man sich über diesen Vorgang völlig unklar, bis Professor Miller von der Berliner Universität eine Erklärung ge-

funden hat, die durch mannigfache Versuche gestützt, jetzt allgemein anerkannt ist.

Der Vorgang ist folgender:

Wir haben eben gesehen, und zwar nicht hartes Brot, das die Zähne mechanisch durch die starke Reibung reinigt, sondern ein Stück Kuchen. Es bleibt nun ein kleines Teilchen davon zwischen den Zähnen sitzen. Wir haben vorher gesehen, daß Stärkemehl in Zucker, dieser wieder in eine Säure umgewandelt werden kann. Das geschieht nun mit unserem Kuchenteilchen. Es bleibt stundenlang sitzen und bildet sich allmählich in Säure um. Die Säure ist aber der größte Feind der Zähne. Der harte, spröde Schmelz widersteht leicht Stößen und starken Reibungen, der Säure, die ihn langsam Kalk entzieht, widersteht er nicht. Man kann das ganz bequem an einem Versuch beobachten. Wenn man einen ausgezogenen Zahn in eine schwache Salzsäure-Lösung legt, kann man die äußere Schicht nach 1—2 Tagen bequem mit dem Messer abschaben.

Ist erst einmal eine solche erweichte Stelle vorhanden, dann fangen die überall vorhandenen Bakterien an, die kleinen Lebewesen, die im Munde ganz besonders reichlich vertreten sind, ihre Wirksamkeit zu entfalten. Den gesunden Zahn können sie nicht angreifen, dazu ist der Schmelz, der den Zahn schützt, zu fest und widerstandsfähig. In den erweichten Stellen können sie ohne Mühe eindringen. Sind sie erst einmal durch den Zahnschmelz gekommen, dann geht's in der Regel schnell weiter, denn die innere Schicht des Zahnes ist viel weicher. Manchmal reißt noch die ganze Schmelzhülle, nur an einer kleinen Stelle durchbrochen, und innen ist die Zahnfäule schon weit ausgebreitet in der weichen Zahnmasse.

Nun fragt es sich, ob bei einem bleichsüchtigen Menschen die Verschlechterung der Zähne wirklich häufiger ist und schneller fortschreitet, als bei einem gesunden. Nach vielen Beobachtungen werden wir diese Frage mit „Ne“ beantworten müssen.

Die Bleichsucht ist eine allgemeine Ernährungsstörung. Wir kennen ja die blasser Hautfarbe, das entfärbte Zahnfleisch, die schlaffe Haltung. Der Appetit ist meist vermindert. Erinnern wir uns, daß jede Allgemeinstörung Erscheinungen in den scheinbar ganz unbeteiligten Organen hervorrufen kann. Dauert nun eine Störung Monate, ja vielleicht Jahre hindurch, so ist es gar nicht so verwunderlich, daß sie einen recht nachdrücklichen Einfluß auf die Zähne haben kann. Und nach allen unseren Erfahrungen scheint es, daß die Zähne bleichsüchtiger den Angriffen der Säure und Bakterien einen viel geringeren Widerstand entgegensetzen, als diejenigen der Gesunden. Wir müssen uns also klar machen, daß die Bleichsucht nicht einen direkten schädigenden Einfluß auf die Zähne ausübt, wie dies etwa ein Stoß oder Schlag tut, sondern nur einen indirekten, indem sie den Selbstschutz des Zahnes vermindert.

Nun kommen wir zu unserer zweiten Frage: Schadet das Eisen den Zähnen?

Dies ist so oft behauptet worden und wird von den Bleichsüchtigen so oft als Grund ihrer schlechten Zähne angegeben, daß es sich lohnt, etwas näher darauf einzugehen.

Die Versuche, die man außerhalb des Mundes machen kann, sprechen nicht gerade dafür. Eine Lösung, die etwa den Verhältnissen entspricht, wie wir sie bei der innerlichen Darreichung des Eisens finden, scheint den Zahn nicht anzugreifen, selbst wenn wir ihn lange in der Flüssigkeit liegen lassen. Das ist aber natürlich noch kein Beweis für die Unschädlichkeit des Mittels, denn das Eisen kann sich ja im Körper so verändern, daß es in dieser neuen Form Schaden anrichtet.

Betrachten wir die Zähne von Menschen, die 1/2—1 Jahr hindurch bleichsüchtig gewesen sind oder noch sind, so finden wir fast immer, daß die Zähne erheblich gelitten haben, und zwar ist es ganz gleich, ob sie Eisen genommen haben oder nicht.

Bei einer Anzahl bleichsüchtiger sind, bevor sie mit Eisen behandelt wurden, die schlechten Stellen sorgfältig gereinigt und ausgefüllt, die Wurzeln abgedeckter Zähne, in denen sich Speisereste sammeln und die als Brutstätte für Bakterien dienen, entfernt worden; dann wurde peinlich darauf geachtet, daß keine Speisereste lange zwischen den Zähnen blieben. Nun konnte mit dem Einnehmen von Eisen (und zwar in Pillenform) begonnen werden. In all diesen Fällen sind die Zähne vollkommen gesund geblieben oder haben doch nur ganz kleine Defekte an besonders ungünstigen Stellen bekommen. Zwei junge Mädchen haben in Zwischenräumen drei Jahre hindurch Eisen genommen und sind während der ganzen Zeit von Zahnfäule verschont geblieben. Wir sehen, daß das Eisen nicht gar so schlimm sein kann, wie sein Ruf ist. Wie es häufig geht, wird wahrscheinlich die Ursache der Zahnerkranknis nicht richtig erkannt und anstatt auf die Bleichsucht selbst auf das Eisen geschoben.

Ein Umstand hat wohl mit dazu beigetragen. Das Eisen wird oft mit anderen Mitteln zusammen gegeben, vielleicht, weil die Pillenform nicht vertragen oder ein anderer Heilweg verfolgt wird. So können in Eisenwässern, in Eisenliqueuren usw., die dem Kranken sonst außerordentlich dienlich sind, Säuren oder sehr feste haltende Symphe enthalten sein, bei denen die peinliche Säuberung nach dem Einnehmen vernachlässigt wird. Wenn dies lange Zeit hindurch geschieht, geht's natürlich mit den ohnehin nicht sehr widerstandsfähigen Zähnen schnell bergab.

Wir werden also beim Einnehmen von trockenen Eisenpräparaten, Pillen, Pulvern keine besonderen Vorichtsmaßregeln gebrauchen. Das Eisen wirkt auf den ganzen Körper überaus

festigend und blutbildend, kann also auch einen günstigen Einfluß auf die Zähne haben.

Liquore und flüssige Eisenpräparate, die oft eine Säure enthalten, nehme man durch ein Glasröhrchen, das in jeder Apotheke zu haben ist. Man miß trotzdem tüchtig mit Wasser nachspülen. Dann reinige man sich recht oft die Zähne, am besten nach jeder Mahlzeit, besonders aber abends. Nach dem Putzen nehme man einen Seidenfaden und gehe damit in die Zwischenräume der Zähne. Die kleine Kragebur erfordert 1—2 Minuten und schützt uns davor, daß verrotzte Speiseteilchen über Nacht zwischen den Zähnen bleiben.

Endlich möchte ich noch raten, sich die Zähne gründlich von einem Zahnarzt in Ordnung bringen zu lassen. Der erste Gang ist oft ein harter Entschluß, ich weiß es, aber wie häufig sieht man junge Mädchen von 20—25 Jahren, die kaum einen gesunden Zahn im Mund haben und recht gut wissen, daß sie sich eigentlich schon vor Jahren hätten behandeln lassen müssen. Man nehme einmal allen Mut zusammen, gewöhnlich sieht's gar nicht so schlimm aus, wie man denkt. Wenn dann täglich auch nur etwas in Ordnung gebracht wird, kommt man allmählich zum Ziel. Es ist ein sehr angenehmes Gefühl, seine Zähne in Ordnung zu wissen und nicht vor jedem Aufzug, vor jedem Säugl kaltem Wasser Angst haben zu müssen. Nichts lohnt ja unsere Pflege mehr und bewahrt uns sicherer vor Schmerzen als die Mundpflege. —

Gertrud Rewald.

Kleines feuilleton.

h. Eine Fahrt in die brennenden Kohlegruben von Courrières schildert im „Gaulois“ Armand Villette, dem es gestattet worden, an einer Einfahrt einiger Ingenieure teilzunehmen, die bis in die innersten, seit dem Unglück noch nicht betretenen Teile der Grube vordringen wollten. Wir warfen uns in die notwendige Kleidung und nach zehn Minuten schon stand ich da, nur mit Hosen bekleidet und einer Bluse von blauer Leinwand, die durch einen breiten Ledergürtel um die Hüften festgehalten wurde, und einer Ledermütze auf dem Kopfe. Alle waren bereit. Vorwärts! Wir überstiegen den Hof, und nachdem ein jeder seine Lampe angesteckt hat, steigen wir die breite Eisentreppe hinauf, die uns zum Fahrstuhl führt. Er ist ganz schwarz und trieft von Wasser. Wir klettern mit Mühe hinein, denn es gibt keine Tür, und an zwei Seiten sind die Wände schadhast. Ein Signal ertönt, ein jäher Ruck und wir sinken mit großer Schnelligkeit senkrecht herab zu den Eingeweiden der Erde. Die vier flackernden Lämpchen breiten um uns eine ungewisse Dämmerung; man mag sich noch so sehr in der Gewalt haben, ein leichtes Zittern läuft doch durchs Rückenmark. Mit raschem Getöse sinken wir, fünf bis sechs Meter in der Sekunde, rasch in die Tiefe. Halten Sie sich ordentlich fest“, rät mir der eine Ingenieur, „ein plötzlicher Ruck kann Sie sonst leicht aus dem Fahrstuhl in die Tiefe des Schachtes katapultieren“. Bald sind wir unten, 340 Meter tief unter dem Erdboden. Ein feiner eisiger Regen rieselt auf uns nieder; er kommt von dem großen Meierwoire über uns her, das die verschiedenen zur Erstüfung des Feuers in Aktion befindlichen Spritzen speist. Vor uns tauchen ein paar flackernde Flämmchen auf und allmählich erkennen wir auch als große schwarze Schatten die Träger dieser Lichter; es sind Bergleute, die auf uns gewartet haben. Wir folgen zunächst dem Hauptwege, auf dem Eisenbahnschienen gelegt sind und der die Gruben mit dem Fahrstuhl verbindet. Mit donnerndem Krachen schließt sich die Tür hinter uns, die wir nur mühsam öffnen konnten, weil der dort aufgestellte Ventilator einen starken Luftzug erregt, und dieser dröhnende Schall hallt dumpf und furchtbar in dem weiten Stillschweigen der Mine wieder und erschreckt uns wie ein Abschied von der Erde, ein endgültiges Begräbnis den in dunklen Tiefen. „Nach einander schieben wir uns langsam vorwärts. Ein scharfer Geruch von feuchter Asche schneit uns die Kehlen zu; bald wird die Galerie immer enger, Trümmer von zerbrochenem Holz, zerborstenen Eisenschienen, ungeheilten und zerprengten Wagen häufen sich auf, große Steine und Kohlenmassen schieben sich in den Weg. Das Vordringen wird mühselig und ein Bild völliger Vernichtung und Zerstörung bietet sich dar. Ein pestilenzialischer Gestank betäubt uns fast; es ist der Kadaver eines Pferdes, der unter all den Trümmern noch begraben liegt und die Luft verpestet. Wir sind jetzt etwa 500 Meter weit von der Ausgangsstelle her vorgebrungen und nähern uns dem Feuer. Eine starke Hitze fängt an sich bemerkbar zu machen. Der ganze Stollen ist zerstört und verwüstet; er hat jetzt kaum einen Meter Breite und 1,30 Meter Höhe. Er ist wie ein langer furchtbarer Schlauch, dieser schmale, dumpfe Gang mit seinen großen Steinblöcken, die drohend über unseren Köpfen hängen und deren riesige Gewalt die starken Holzverschlüge wie Strohhalm zerbrochen hat. Gefährlich ist an diesem Ort, und wenn irgend ein unterirdischer Stoß die Erde auch nur ein wenig erschütterte, dann wären wir lebend unter diesen Steinen begraben, ohne daß es möglich wäre, uns Hilfe zu bringen. Schwer atmend wenden wir uns um und treten aus diesem schmalen Gange in eine etwas breitere Galerie, in der wir wenigstens aufrecht gehen können. Eine Flut schwarzen Wassers, das einen widerlichen Dampf aufsteigen läßt, umfließt uns hier, und vorsichtig tasten wir uns vorwärts. Bis zu den Knöcheln steigt die schmutzige Welle und

spricht bis an die Knie, die Schuhe werden festgehalten von dem zähen klebrigen Schmutz, auf Schritt und Tritt stößt der Fuß auf Steine, Holz, Eisenstücke, welche die furchtbare Explosion verstreut hat. Dazu herrscht eine erstickende Hitze, die immer größer wird, je näher wir an das Feuer kommen. Wenige Meter von dem Feuer entfernt machen wir fast erstickt Halt. Ein Posten ist hier aufgestellt; Männer, bis zum Gürtel nackt, das Gesicht und den Oberkörper geschwärzt von Schmutz und Kohlenstaub, in Schweiß gebadet, lehnen hier in stoischer, stolzer Ruhe; es sind Pariser Feuerwehrleute und Männer der deutschen Rettungsmannschaft, die darauf warten, ihre Kameraden, die im Feuer arbeiten, abzulösen. Kriechend und stöhnend suchen wir noch weiter vorwärts zu kommen; der Boden ist lodend heiß und glüht, denn gestern war das Feuer noch hier, und diese zehn oder zwölf Meter, die wir uns nun hindurchwinden, sind eben erst dem furchtbaren Element abgerungen worden. Eine helle Lohe schlägt vor uns auf. Das ist das Feuer! Ein Pariser Feuerwehrmann, das Mundstück der Feuerpritze in der Hand, ersticht mit mächtigem Strahle die Glut, während die deutschen Metter, stach auf dem Bauch liegend, aufpassen, ob sie ihm zu Hilfe eilen müssen. Zischend und bräselnd verzehrt das Wasser die lodenden Flammen, Dampfswolken brausen empor und verflüchtigen sich durch den Luftzug des Ventilators. Die Wände der Galerie dampfen vor siedender Hitze, auch die Kohle, die auf dem Boden verstreut liegt, raucht und glüht. Selbst wenn man keine Flammen sieht, so hat man doch den Eindruck, daß diese schwarze Kohlenrinde einen Herd glühender Flammen und graufigen Feuers verbirgt. Das Blut kocht in den Adern, ein Brausen und Säurern klingt in den Ohren, der Körper ist in Schweiß aufgelöst, eine so furchtbare Hitze herrscht hier. . . . Wir schlagen dann einen neuen Weg ein, der auf bisher noch unerforschten und unbetretenen Gebiet führen soll. Wieder kriechen wir in schmalen Gänge, auf Schritt und Tritt von Trümmern und Steinen gehindert, die wir nur mühsam aus dem Wege schaffen, während wir uns in acht nehmen müssen, mit dem Kopfe nicht die aufgestellten Steine zu berühren, die auf uns niederstürzen könnten. Auf einmal stehen wir 30 Zentimeter tief im Wasser. Durch den heißen Schlamm waten wir weiter, der Ingenieur geht sorgsam voran. Plötzlich ruft er: „Lösch die Lampen aus!“ Tiefe Dunkelheit umgibt uns in der heißen stinkenden Luft, in der von allen Seiten wie in einem Grabe Steine auf uns drücken. Im Hintergrund, durch ein klaffendes Loch, sehen wir einige Flammen aufblitzen; auch hier ist Feuer. Die Hitze wird immer unerträglicher und ein furchtbarer Geruch von Kohlenoxyd und brennendem Holz betäubt uns fast. Wir sind mitten in dem großen feurigen Ofen, den diese Gruben darstellen. Jedes weitere Vordringen ist hier unmöglich, wir müssen zurück. . . .“

Dumorkistisches.

- Achnungsvoll A.: „Sagen Sie mir 'mal aufrichtig: was halten Sie von meinem musikalischen Talent?“
- B.: „Wenn Sie mir nichts übelnehmen . . .“
- A.: „Durchaus nicht; aber reden wir meinetwegen von 'was anderem!“
- Abgeblitzt. Aufdringlicher Freier: „Warum weisen Sie eigentlich meinen Antrag zurück? Ich besitze drei Zinshäuser, zwei Fabriken und vier Niederlagen!“
- Dame: „Bitte, rechnen Sie noch eine fünfte Niederlage dazu, und verlassen Sie mich!“
- Renommage. Junger, talentvoller Dichter sucht eine Stütze zum Nachzählen seiner Honorare. — („Reggendorfer-Blätter.“)

Notizen.

- Aus dem Nachlaß Otto Erich Hartlebens erscheinen demnächst, wie ein Berliner Blatt mitzuteilen weiß, die Briefe an seine Gattin und seinen Großvater. Herausgeberin ist Frau Selma Hartleben. — Wirtschaftsnotizen hat der Otto Erich wohl nicht hinterlassen? —
- Von Paul Ernst erscheint in den nächsten Tagen ein neues Lustspiel „Ritter Laubal“ im Insel-Verlag. Es ist ein Versdrama und spielt im Walde Avalon. —
- „Caesar und Cleopatra,“ eine historische Komödie von Bernhard Shaw, geht am Sonnabend im Neuen Theater zum erstenmal in Szene. —
- Das Berliner Gastspiel des Moskauer Kunst-Lexischen Theaters hat trotz einer täglichen Durchschnittseinnahme von 3300 bis 3500 Mark ein nicht unbedeutendes Defizit zu verzeichnen. Die Theaterpacht betrug pro Abend 1000 Mark. —
- Die Gesellschaft für rheinische Geschichtswissenschaft setzt aus der Mevius-Stiftung auf die Lösung folgender Aufgaben Preise aus: Für eine Geschichte des Kölner Stapels und eine Arbeit „Die rheinische Presse unter französischer Herrschaft“ Preise von je 2000 M., für die Bearbeitung des Themas „Die Glasmalerei in den Rheinlanden vom 18. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts“ 3000 M. Bewerbergeschriften sind bis zum 1. Juli 1908 an Archibildirektor Professor Dr. Hansen in Köln einzulenden. —